

23. Erzählwettbewerb 2015 Julius-Springer-Schule

Preis der Schüler-Jury Ntà ho bucyikêra, Mareike Groß (1 BH 1)

Alain reißt die Augen auf. Er sieht trotzdem noch alles vor sich. Seinen Bruder, der leblos zusammensackt, in dem Moment, als die Kugel aus seinem Hinterkopf austritt. Seine Schwester, deren Schreie dem festen Griff der Hand an ihrer Kehle vergeblich zu trotzen versuchen. Den Dreckskerl, dem die Hand gehört, der sich an ihr zu schaffen macht. Nur langsam weichen die Bilder dem verschwommenen Lichtschein, der von den Neonröhren aus dem Gang unter der Zimmertür hindurch scheint. Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn, die Atmung rast mit seinem Herzschlag um die Wette, sein Mund fühlt sich an, als hätte er versucht, eine Hand voll Sand an dem Kloß in seinem Hals vorbei herunter zu schlucken. Doch er hat nichts zu trinken im Zimmer. Die durchgelegene Matratze dämpft das metallische Knarzen des Bettgestells bei jeder noch so kleinen Bewegung nur minimal. Schlafen kann er jetzt sowieso nicht mehr. Alain steht auf und geht zum Waschbecken, dreht den Wasserhahn auf, der das Quietschen des Bettgestells nachzuahmen scheint. Er lässt sich das kühle Wasser über die Hände laufen, schlürft drei Mal aus der hohlen Hand, dann reibt er sich mit den nassen Händen durchs Gesicht. Besser. Doch der Druck, der seine Brust fest im Griff hat, treibt ihm immer noch die Tränen in die Augen. Alain muss an die frische Luft.

* * *

Hätte er die Wahl gehabt, wäre Alain lieber in Frankreich untergekommen. Dort würde ihn wenigstens jeder verstehen, auch wenn fraglich war, ob er alleine deshalb in Frankreich ein größeres Gefühl des Willkommenseins vermittelt bekommen hätte als in Deutschland. Durch die Nähe zur französischen Grenze konnten hier in dieser Region zwar immerhin einige Menschen die Sprache, viele Kinder lernten sie sogar in der Schule. Aber die meisten eher rudimentär, und oft konnte oder wollte man ihn nicht verstehen; er schob das auf seinen Akzent, der der eigentlich geschmeidig fließenden französischen Sprache eine geradezu melancholische Schwere verlieh. Gerne wäre er einfach über den Rhein nach Frankreich spaziert, nur für einen Tag, als Ausflug. Doch während sein Asylverfahren lief, durfte sich Alain offiziell nur im Bundesgebiet aufhalten. Das hatte man mehrfach betont, und er wollte sich korrekt verhalten, nicht auffallen – außerdem hatte er auch ein bisschen Angst, dass er vielleicht doch in eine Kontrolle geraten und Probleme bekommen könnte.

Und so lief er eben ziellos durch die Stadt, wieder einmal. Mittlerweile kannte er fast jede Ecke, Zeit zum Erkunden hatte er ja genug. Es wurde sogar eine Dauer-Fahrkarte für die Straßenbahn zur Verfügung gestellt. Manchmal fragte er sich schon, wie das alles finanziert wurde. Die Unterkunft, Mahlzeiten, Fahrkarten, Begleitung bei Behördengängen. Teilweise Spenden, sicher, und vieles wurde von Mitarbeitern gestemmt, die für ihr Engagement keine Bezahlung erhielten und wirklich aus Nächstenliebe und Menschlichkeit zu handeln schienen.

Aber vielen ging das wohl alles zu weit. Ein Mitbewohner hatte ihm erzählt, dass es andernorts Menschen gab, die Mauern um ihre Grundstücke hochzogen, aus Angst vor dem, was ihnen durch eine in der Nähe geplante Flüchtlingsunterkunft angeblich bevorstand – was auch immer diese Menschen genau befürchteten. Alain erschien das so absurd, dass er sich immer noch nicht ganz sicher war, ob es nicht vielleicht ein Witz war.

Es war jedenfalls froh, dass er in einer Stadt sein durfte, der es richtig gut zu gehen schien. Überall wurde gebaut und umgebaut, teilweise kam man sich vor wie auf einer einzigen, gigantischen Baustelle. Aber dazwischen gab es auch Parks, in denen sich jedermann auf das Gras legen und die Sonne genießen konnte. Eiscafé, Klamottenläden, Einkaufszentren, immer gut besucht. Trotzdem: Die Menschen sahen nicht glücklich aus. Und trotz der schwülen Hitze, trotz all dem, was vorgefallen war, fehlte Alain die Wärme seiner Heimat.

Es gab aber auch Ausnahmen. Roland zum Beispiel, einen jungen Fotografen, der in seiner Freizeit Flüchtlinge auf der Straße ansprach, sich ihre Geschichten anhörte und diese zusammen mit Fotografien in einer Art politischem Kunstprojekt veröffentlichte. Roland zeigte ehrliches Interesse an den Menschen, und an ihren Lebensumständen. Es tat gut, mit jemandem auf Augenhöhe zu sprechen, als Mensch wahr- und ernstgenommen zu werden. Als Flüchtling, oder vielleicht auch bloß wegen der Hautfarbe und der dadurch vermuteten Herkunft, schienen die Leute einen generell für blöd zu halten, für ungebildet. Natürlich ließ sich Ic'āri nicht annähernd mit einer Stadt in Deutschland vergleichen, nicht einmal mit einem der Dörfer, die Alain hier bisher gesehen hatte. Aber die nächste größere Stadt mit einem Internetcafé war in nur einer halben Stunde mit dem Moped erreichbar gewesen. Er kannte all die großartigen Erfindungen und technischen Neuerungen, er wusste, wie es in den reicheren Ländern der Erde aussieht und hatte die vielen Bilder mit Erstaunen und Begeisterung in sich aufgesogen – nur konnte sich das alles eben keiner im Dorf leisten. Und trotzdem wurde Alain das Gefühl nicht los, dass die Menschen hier der Meinung waren, er sei minderbemittelt und eher die Kommunikation mit Buschtrommeln gewohnt. Schwarzer Mann – genetisch und intellektuell näher am Affen. Das schien die vorherrschende Ansicht vieler Menschen zu sein, zumindest ließ ihre Art und Weise, mit ihm zu sprechen, darauf schließen –

insbesondere auf den Ämtern. Wenn man mit jemandem ganz langsam spricht, als sei er geistig beschränkt, oder auf dem grammatikalischen Niveau und mit der Sprachvielfalt eines Zweijährigen, dann hilft das nicht über mangelnde Sprachkenntnis hinweg.

Andererseits waren es gerade Kinder, die ihm völlig unvoreingenommen begegneten. In der Straßenbahn lief ein kleines Mädchen durch den Gang und blieb vor seiner Vierer-Sitzgruppe stehen. Es schaute Alain an, mit strahlend blauen Augen, wie das Meer, voller Neugier und Faszination. Hass und Vorurteile schwammen nicht darin.

»Hallo!«, sagte das Mädchen. Alain lächelte und nickte ihr freundlich zu. Die Augen des Mädchens wanderten über sein Gesicht, dann hinunter zu seinen Händen, wo der Blick kurz auf seinen Handflächen verharnte, und wieder zurück. Das Mädchen erwiderte das Lächeln, bis die Mutter es unsanft am Arm weiter zog. Es stolperte seitwärts hinterher, schaute ihn weiter an und machte mit der freien Hand eine winkende Geste.

»Du sollsch net mit Fremde redde!«, sagte die Mutter mit einer ungewöhnlich tiefen Stimme, deren kehliger Klang Alain an Französisch erinnerte. Er wusste nicht, was das hieß, er war sich nicht einmal sicher, ob es Deutsch war.

Als Alain über einen belebten Platz schlenderte, bemerkte er, wie einem Mann der Geldbeutel aus der Jackentasche rutschte. Er schaute sich um, ob jemand anders es bemerkt hatte, und den Besitzer darauf aufmerksam machen würde. Aber die Menschen waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Als Alain bei dem Geldbeutel war und ihn aufgehoben hatte, war der Mann schon ein ganzes Stück weiter gelaufen. »Monsieur! ... Geld!«, rief er ihm hinterher. Der Mann schaute nur kurz zur Seite, gerade so weit, dass er Alain im Augenwinkel sehen konnte, dann beschleunigte er seinen Schritt. Alain spurtete los, um ihn einzuholen, und tippte ihm auf die Schulter. »Monsieur, votre porte-monnaie!« Erst jetzt blieb der Mann stehen. Er starrte auf seinen Geldbeutel, dann auf Alain. Mit einer schnellen Bewegung nahm er den Geldbeutel an sich, klappte ihn auf und warf einen Blick hinein. Natürlich fehlte nichts. Der Mann schwieg und Alain wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Also lächelte er einfach und ging weiter. Der Mann schaute ihm noch eine Weile hinterher.

* * *

Alain läuft schon eine ganze Weile, langsam tun ihm die Füße weh. Die kalte Nachtluft, die seine Lunge füllt, hat gut getan. Er kann wieder frei atmen, frei denken. Dass sein Antrag endlich bewilligt wurde – so langsam ist das auch im Gehirn angekommen. Er würde sich bald einen Job suchen, mit dem ersten Geld hinüber nach Frankreich fahren. Er hatte erfahren, dass ein Cousin dort in einer Erstaufnahmeeinrichtung auf die Entscheidung über seinen Antrag wartet. Doch ein Stückchen Freiheit will er schon jetzt genießen – er steigt in die nächstbeste Straßenbahn, er will so weit fahren, wie sein Ticket es zulässt, und dann wieder in die andere Richtung. Schon öfter hat er sich einfach in die Straßenbahn gesetzt, wenn er nachts nicht schlafen konnte – was häufig vorkam. Aber bisher war er immer nur kreuz und quer durch die Stadt gefahren.

Alain steht an einer der Doppeltüren, die Stirn an die Scheibe gedrückt, mit den Händen seitlich am Gesicht schirmt er die Reflektionen ab. Mit ihm ist nur noch eine kleine Gruppe anderer Fahrgäste in dem hinteren Wagen des Doppelzuges. Nachts geht die Tür nur bei Bedarf auf, er kann ungestört nach draußen schauen und beobachten, sieht die Lichter an sich vorbei ziehen, die immer mehr ausdünnen, je ländlicher die Gegend wird. Ab und an brennt in einigen Wohnungen noch Licht, und Alain kann hineinschauen, wenn die Straßenbahn an den Haltestellen kurz anhält. Menschen sitzen vor ihren Fernsehern oder am Computer. Die Wohnungen sehen gemütlich aus. Eines Tages wird auch er so eine Wohnung haben. Und eine Familie, mindestens drei Kinder. Ihnen soll es gut gehen, hier in Deutschland. Sie werden die Sprache lernen, auch Alain wird einen Sprachkurs machen – nicht nur wegen der Arbeitschancen, sondern auch, damit er mit seinen Kindern Deutsch sprechen kann. Und eines Tages – wenn wieder Frieden herrscht – wird er mit ihnen in seine alte Heimat gehen, und ihnen ihre Wurzeln zeigen.

Während Alain seinen Gedanken nachhängt, bemerkt er nicht, dass sich die Gruppe der Mitfahrenden in Bewegung gesetzt hat, erst als sie direkt hinter ihm stehen bleiben, schreckt er auf und dreht sich um. Es sind drei Männer. Einer sieht aus wie ein zu groß geratenes weißes Baby. Der Kopf kahl, im Nacken zeichnen sich Speckfalten ab. Nur die Haut ist nicht rosig, sondern komplett mit Tätowierungen übersät. Die anderen beiden sehen eher aus, als ob sie tagsüber Leuten Versicherungen andrehen. »*Was ham'wer denn da? 'N Schwarzfahrer?*«, sagt das Riesenbaby, und alle drei lachen. Alain versteht nicht. Aber ihn beschleicht das ungute Gefühl, dass er auch so nichts zu Lachen hätte.

»*Je ne comprends pas. Nicht Deutsch.*«

»*Ach – wirklich? So siehste auch nich' aus, Nigger!*«

Alain versteht, zumindest das entscheidende Wort. Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn und auf den Handflächen, sein Herz rast. Die Bahn fährt gerade in die nächste Haltestelle ein, einer der drei drückt auf den Knopf, damit sich die Türen beim Halt öffnen. »*S'il vous plaît, laissez-moi tranquille!*« – »*Fresse, Affe! Hier is' Endstation für dich.*«. Als die Türen zur Seite gleiten, zögert Alain keinen Moment. Er dreht sich um und rennt los, nur ein paar Meter entfernt ist ein Durchgang in eine Gasse. Doch er kommt nicht weit, schon nach ein paar Schritten in der Gasse bringt ihn ein heftiger Schlag in den Rücken vornüber zu Fall. Rechts und Links packen ihn zwei Hände, drehen ihn auf den Rücken und heben ihn leicht in die Höhe. Der Glatzkopf steht über ihm, grinsend. Mit voller Wucht trifft ihn eine Faust in die Magengegend, dass ihm die Luft weg bleibt. Seine Eingeweide ziehen sich zusammen, er sackt zurück auf den Boden. Ein Tritt trifft Alain seitlich am Kopf.

Platsch. Das Rauschen und Gluckern in den Ohren. Ein lautes Knacken, als das Schiff auseinanderbricht. Kaum schafft es Alain, an die Oberfläche zu dringen und Luft zu holen, begräbt ihn eine neue Welle unter sich. Diesmal ist das Wasser warm. Aber es ist nicht blau, wie die Augen des kleinen Mädchens. Alles ist schwarz.

Ntà ho bucyikêra n'íkuzimú baraganya.

Es gibt keinen Ort, an dem des Nachts Frieden herrscht. Ruandisches Sprichwort.



Mareike Groß, geboren am 18.8.1986 in Karlsruhe, machte dort 2006 ihr Abitur, bevor sie in Mannheim anfang, Deutsch und Englisch auf Lehramt zu studieren. Nach dem Staatsexamen 2012 war sie Referendarin an einer Schule, fühlt sich aber seit 2014 im Buchhandel viel wohler. Schon in der Grundschule gefiel es ihr, kleine Gedichte und Geschichten zu schreiben, um diese dann an Verwandte zu verschenken. Literatur war immer wichtig für sie, die Liebe zur Literatur hat sich durch das Germanistik-Studium vertieft.

Anlass für die Geschichte, die sie eingereicht hat, waren die beklemmenden Berichte über Flüchtlinge, die auf ihrer Flucht ums Leben kamen. Und die Tatsache, dass Flüchtlinge, die es bis zu uns geschafft haben, zum Teil mit vorurteilsbeladenen Gefühlen abgelehnt werden. Mareike hat sich in einen Flüchtling hineinversetzt und erzählt aus seiner Perspektive. Sie hofft, dass vielleicht durch solche Geschichten, die den Flüchtlingen eine individuelle Persönlichkeit geben, manch einer über seine Einstellung zu der Thematik nachdenkt.

Mit ihrem Mann zusammen (sie ist seit 4 Jahren verheiratet) würde sie gerne ein Kinderbuch schreiben.